

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

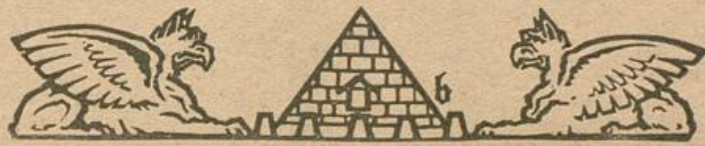
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

28.1.1934 (No. 4)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 4



28. Januar 1934

Max Fischer / Erwin Baur †

Wiederum ist ein Großer aus dem Reiche der Wissenschaften, und zwar der Biologie, plötzlich dahingeshieden. Nach E. Correns, dem großen Vererbungsforscher, nun innerhalb Jahresfrist Professor Dr. med. et phil., Dr. agr. h. c. Erwin Baur, unser berühmter badischer Landmann, der am 2. Dezember 1933 innerhalb weniger Stunden einem zweimaligen schweren Anfall von Angina pectoris erlag.

Erwin Baur war geboren am 16. April 1875 in Jähenheim bei Lahr als Sohn des Apothekers Wilhelm Baur, des späteren hochangesehenen Mitbürgers von Donaueschingen. Der Sohn studierte nach Absolvierung des Gymnasiums in Karlsruhe Medizin in Heidelberg, Freiburg, Straßburg und Kiel und wandte sich nach dem Staatsexamen der Psychiatrie zu, zuerst als Assistent an der Psychiatrischen Klinik in Kiel, dann als Hilfsarzt an der heimatischen Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen. Schon hier gab er sich eifrig Studien über Befruchtungs- und Vererbungs Vorgänge hin. Als er erkannte, daß er diese wichtigen Untersuchungen neben seinem Berufe nicht genügend fördern konnte, ging er zur Botanik über, zunächst am Botanischen Institut der Universität Freiburg. Schon 1904 habilitierte er sich für Botanik in Berlin und wurde 1911 Ordinarius der Botanik an der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin-Dahlem. 1913 begründete er an dieser Hochschule ein Institut für Vererbungslehre und wurde ordentlicher Professor für Vererbungslehre —, der erste Lehrstuhl dieser Art in Deutschland. 1927/28 siedelte er als Direktor an das für ihn und von ihm erbaute Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg (Mark) über. Auf dem 1300 Morgen großen Gelände des Instituts setzte er seine seitherigen Züchtungsversuche in großem Maßstabe auf weiten Versuchsfeldern fort. Die von ihm in vieljährigen mühevollen Vorarbeiten gesicherten wissenschaftlichen Ergebnisse über Vererbung, über Natur und Bedingtheit der Erbseigenschaften und über Erbänderungen, die hauptsächlich von dem mit besonderer Liebe gepflegten Gartenlöwenmäulchen ausgingen, wurden hier planmäßig ausgebaut zur erbmäßigen Züchtung der wichtigsten Nutzpflanzen zu höherwertigen für die große Landwirtschaft. Das Hauptziel seines Lebens war für Baur, auf diese Weise die deutsche Landwirtschaft, und damit die Volksernährung, nach und nach unabhängig vom Auslande, d. h. frei von der Einfuhr fremder Lebensmittel zu machen. Er blieb sich dabei stets bewußt, daß diese Aufgabe einzig und allein auf dem Wege strengster wissenschaftlicher Forschung gelöst werden konnte.

Hier können nur die bedeutendsten Ergebnisse seiner Arbeiten angeführt werden:

1. Die Umwandlung der bitteren und daher unverwendbaren Lupine (einer Kleeart) durch reine Züchtung und Auslese in eine süße, eiweißreiche Art, d. h. zu einem hochwertigen, gern angenommenen Viehfutter,

2. Züchtung eines auch auf Sandboden gedehenden hochertragfähigen Weizens,
3. Gewinnung einer meltauimmunen Weinrebe durch Züchtung und Auslese, dadurch Erspargung der vielen Millionen betragenden Bekämpfungskosten des Meltaus,
4. Züchtung einer frostunempfindlichen Frühkartoffel durch Kreuzung einer im bolivianischen Hochgebirge in 4600 Meter Höhe wachsenden, von ihm selbst herbeigeholten Wildform mit unseren hochgezüchteten ertragreichen Kartoffelsorten. Dadurch soll die Einfuhr der Malakartoffel entbehrlich werden.

Weitere Arbeiten befaßten sich mit der züchtungsmäßigen Verbesserung von Stein- und Beerobst (Meltauimmunität), der Höherzüchtung der Topinambur, der Gewinnung einer fettreichen Leguminose als Ersatz für die Sojabohne, schließlich die Erzielung eines nikotinarmen Tabaks bei Erhaltung des Aromas, also auf dem Wege der Züchtung, nicht durch künstliche Präparation.

Ein Teil dieser hochbedeutenden Arbeiten ist ganz oder größtenteils abgeschlossen und kann der praktischen Landwirtschaft zur Ausnützung zugeführt werden. Leider waren selbst für solche volkswirtschaftlich so wichtigen Ziele in unserer Notzeit vielfach die Mittel nicht aufzubringen — ein Gegenstand der größten Sorge für den verstorbenen Forscher, der dadurch seine Lebensarbeit und sogar die Fortführung des Instituts bedroht sah. Manche aussichtsreiche Untersuchungen wurden dadurch gefährdet. Nun sind sie alle durch den unerbittlichen Tod gewaltsam unterbrochen worden. Möge es dem Nachfolger des großen Mannes und seinen Schülern beschieden sein, getragen vom Geiste des Meisters, das begonnene Werk zum glücklichen Ende zu führen und sein reiches Arbeitsprogramm zu erfüllen!

Die Ergebnisse seiner mit eisernem Fleiße betriebenen Forschungen hat E. Baur in zahlreichen Aufsätzen und einigen größeren Werken niedergelegt. Am bekanntesten ist seine Mitarbeit an dem zweibändigen Werke: „Menschliche Erbliehtheitslehre und Rassenhygiene“, von Baur, Fischer, Venz geworden, einem Standardwerk, das alle paar Jahre eine neue Auflage erlebt. Ferner stammt von ihm eine „Einführung in die Vererbungslehre“ — 1930 in 11. Auflage. Die vielen Einzelschriften, meist Berichte und Erläuterungen über die Resultate seiner Untersuchungen und Züchtungen, können hier nicht alle genannt werden.

Darüber hinaus war Baur am wissenschaftlichen Leben seiner Zeit, so auch an der Gründung von eigenen Fachzeitschriften für Vererbungslehre und ebenso der „Deutschen Gesellschaft für Vererbungslehre“ führend beteiligt. Als früherer Arzt und Psychiater blieb er aber auch, wie verständlich, der gesamten menschlichen Erblehre und Eugenik ständig zugewandt

und legte die Folgerungen für die Zukunft und die eugenischen Forderungen für die Gegenwart in berechneten Worten dar, so z. B. in: „Der Untergang der Kulturvölker im Lichte der Biologie.“ — 1922.

Verheiratet war Erwin Baur mit Elisabeth Benedey, einer Nichte des badischen und deutschen Politikers und Volksmannes Benedey, aus welcher Ehe 4 Kinder, ein Sohn und 3 Töchter, hervorgingen.

G. A. Müller, Bühl / Stumme Steine...

Stumme Steine stehen am Weg. Kleine Steinkreuze sind es, die wenig beachtet, vom Staub der Straße bedeckt, mit Dreck bespritzt, am Straßenrand hocken. Häufiger noch finden wir sie an schmalen Wiesenpfaden, an verschwiegenen Waldwegen, von Strauchwerk überwuchert, im Gras versteckt, oder von Laub und Moos verdeckt. Viele sind zerbrochen oder doch beschädigt, hängen schief am Hang oder sind versunken, daß man sie höchstens noch als Grenzsteine anspricht. Andere hat man in Mauern eingefügt oder bei Kapellen und neben Kreuzfixen und Bildstöcken aufgestellt. Da und dort haben sich im Lauf der Zeit auch zwei und drei zusammengefunden, so daß sogenannte Steinkreuznester entstanden, die bis zu 10 und 12 Steinkreuze zählen können. Doch ist diese Zusammenstellung wohl selten ursprünglich. Bei den 12 Kreuzen an der Alexiuskapelle bei Ettlingen z. B. kann man das allmähliche Anwachsen der Zahl als bewiesen annehmen.

Daß diesen Kreuzen Bedeutung zukommt und sie Beachtung verdienen ergibt sich schon aus der Größe des Verbreitungsgebietes. In den Ländern von den Pyrenäen bis zum Kaukasus, von Oberitalien bis nach Skandinavien findet man Steinkreuze in katholischen wie in protestantischen Gegenden. An manchen Stellen kommen sie häufiger vor, an andern wieder sind sie nur spärlich vertreten. Doch kann man daraus keine Schlüsse ziehen. Mancherlei Zufälle und Beitereignisse bewirkten das heutige Bild.

Stumm waren diese Steinkreuze bis jetzt für die meisten Menschen, für viele sind sie es heute noch. Doch seit unter der neuen Regierung der Blick bewußt auf Heimat und Volk gelenkt wird, seit Heimat- und Volkstunde mehr zur Geltung kommen, wird man allmählich auch in weiteren Kreisen auf die Steinkreuze aufmerksam. Und weil im „Karlsruher Tagblatt“ vor einiger Zeit, angeregt durch einen Wochenendbrief des „Simplizius Gänsefederle“, die Frage nach der Herkunft der Steinkreuze eifrig erörtert wurde, möchte ich einmal zusammenfassend darstellen, was die Steinkreuzfahrer glauben bis jetzt als richtig erkannt zu haben. Denn auch für diejenigen, die sich schon lange mit diesen Dingen befassen, sind die Steinkreuze zwar nicht gerade stumm, aber ihre Sprache ist selbst ihnen nicht immer verständlich. Noch manches Rankenwerk gilt es zu beseitigen, und es wird noch viel Mühe kosten, bis das Rätsel der Steinkreuze restlos gelöst ist.

Zuerst einmal die Frage: warum wurden eigentlich diese Kreuze gesetzt? Schon da gehen die Ansichten sehr weit auseinander. Forscher wie z. B. Hilmar Kallies (Rad, Hammer und Schwert auf Sachsens Steinkreuzen) sehen die Ursache zur Erstellung in religiösen Vorstellungen der Germanen. Der germanische Totenkult bestimmte für die irrende Seele des Erschlagenen einen Stein als Wohnstätte. Und diese Steine sind die Steinkreuze. H. A. Prieze (Das Geheimnis unserer Ortsnamen) erklärt die Kreuze als germanische Thingsteine, und Teudt (Germanische Heiligtümer) weist einzelne als Punkte in germanischen Ortungslinien nach. Urkundliche Belege sind natürlich für diese Behauptungen nicht zu erbringen. Es wird aber trotzdem angebracht sein, diesen Männern die Möglichkeit für weitere Beweisführung zu geben. Denn gewisse Eigentümlichkeiten bei den Steinkreuzen veranlassen zum Nachdenken, so z. B. die Radzeichen auf ihnen, die nicht immer als Mühlrad angesprochen werden dürfen; dann die Radkreuze selbst und weiterhin die Aufstellung vieler Kreuze an wichtigen Weggabelungen oder auf Gebirgsübergängen. Verschiedene Sagenmotive und die Vorstellung des Volkes in manchen Gegenden, daß die Kreuze der Sitz böser Dämonen seien, weisen in die gleiche Richtung. Auch Dr. Kuhfahl, der

Erwin Baur vereinigte in sich die höchst seltene Mischung dreier großer Eigenschaften: Wissenschaftliche Gründlichkeit und Intuition mit großer praktischer Begabung und drittens mit entschiedenem organisatorischem Talent. Er war ein kernhafter, echt deutscher Mann, eine Kämpfernatur, der für seine einmal als richtig erkannten Ziele durchs Feuer ging, und für den Widerstände nur dazu da waren, um niedergezwungen zu werden. „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem“.

Leiter der deutschen Zentralstelle für Steinkreuzforschung, neigt zu dieser Ansicht.

Während hier aber noch eine gewisse Unsicherheit herrscht, ist es eine feststehende Tatsache, daß zum mindesten die Steinkreuze des Mittelalters und der frühen Neuzeit Sühnekreuze sind. Sie sind zur Sühne für einen Totschlag erstellt worden. Zahlreiche Urkunden weisen die Richtigkeit dieser Behauptung nach. Allerdings könnten selbst in diesen Fällen sich Erinnerungen aus der Zeit unserer germanischen Ahnen erhalten haben. Nach altem germanisch-deutschem Recht war die Verfolgung eines Totschlägers (nicht Raubmörders) und die Auseinandersetzung mit ihm mehr oder weniger Angelegenheit der Familie des Getöteten. Ursprüngliche Blutrache wurde bei den Germanen dann schon sehr früh durch das Bergeld abgelöst. Nach Einführung des Christentums wurde aber nicht nur für den Körper, für die Arbeitskraft des Erschlagenen Schadenersatz geleistet, sondern der Täter war auch für das Seelenheil des Getöteten verantwortlich, da diesem ja durch den plötzlichen Tod die Absolution fehlte. Der Totschläger mußte deshalb neben anderen Leistungen (Stiftungen von Messen, Kerzen, Wallfahrten, Geldentschädigungen) durch privates Abkommen oder nach dem Urteil eines geistlichen oder weltlichen Richters ein Kreuz an die Tatstelle setzen lassen, häufiger noch an einen viel begangenen Weg in der Nähe. Jeder, der vorüberkam, sollte dann ein Vaterunser für die arme Seele des Erschlagenen sprechen. Nachdem Kaiser Karl V. 1532 die „Peinliche Hals- und Gerichtsordnung“ erlassen hat, schwindet die Sitte der Erstellung von Sühnekreuzen sehr schnell, und im 17. Jahrhundert sind kaum mehr Kreuze dieser Art nachgewiesen. Die Steinkreuze, die dann noch erstellt werden, sind meist Erinnerungsmale an einen Getöteten oder Verunglückten und wurden gewöhnlich durch die Angehörigen gesetzt.



im Sagenharter 200...
ausgenommen vom Verfasser.

In Gegensatz zu den Forschern, die erklären, Steinkreuze sind Sühnekreuze, stehen die, die in den Kreuzen Grenzzeichen sehen. Dies wird aber in den seltensten Fällen zutreffen. Doch ganz von der Hand zu weisen ist auch diese Ansicht nicht. Warum sollte das Steinkreuz nicht im Laufe der Jahrhunderte verschiedenen Zwecken gedient haben, wo doch auch sein jüngerer Bruder, der Bildstock, mancherlei Aufgaben hatte und hat. Grenzsteine waren heilige Zeichen. Grenzfeld war in der Vergangenheit eines der schlimmsten Vergehen. Der Grenzsteinverfeker mußte sogar noch nach dem Tode büßen, wie viele Volkssagen zu berichten wissen. Grenzsteine in Kreuzform wären aber doppelt geschützt, einmal durch die Vorstellung des Volkes von der Heiligkeit der Grenze und dann auch durch die Form des Kreuzes. Es lag also nahe, derartige Grenzkreuze zu erstellen. Tatsächlich finden sich in Mittelbaden unter den mir bekannten Steinkreuzen (etwa 120) zwei Stück, die ich als Grenzzeichen anspreche. Bei dem Steinkreuz am „Kreuzsattel“ auf der Grenze zwischen Oberharmersbach und Oberwolfach (Zinken Gelbach) ist die Wahrscheinlichkeit zum mindesten sehr groß. Auf der Wolfacher Seite zeigt dieses Kreuz einen Adler (Fürstenberger Wappen), auf der Harmersbacher Seite St. Gallus und den Bär (Harmersbacher Kirchenpatron), außerdem noch die Jahreszahlen 1560, 1624, 1668, 1738, 1803. Dies sind vermutlich die Daten von Grenzbegehungen.

Ganz klar liegt aber der Fall bei dem Steinkreuz aus dem Jahr 1653 bzw. 1794, das auf der Grenze zwischen Bildmannsfeld und Moos (A. Bühl) steht. Nicht nur das Wappen der Gemeinde Moos (Hufeisen) weist das Kreuz als Grenzzeichen aus, sondern durch Rechnungsbelege und durch einen Vertrag mit dem Steinmetz wird festgestellt, daß dieser „Bann“

stein" 1794 bewußt in Kreuzform gehauen wurde, weil der alte von 1653 schon ein Kreuz war. Zum mindesten für die Neuzeit sind also Grenzkreuze nachweisbar, allerdings nur vereinzelt. Natürlich besteht dabei immer noch die Möglichkeit, daß frühere Sühnekreuze nachträglich bei Grenzbegehungen als willkommene Grenzsteine benutzt wurden und bei der Erneuerung der „Lochen“ die Kreuzform beibehalten wurde.

Eine zweite Frage, die Frage nach dem Alter der Steinkreuze ist größtenteils durch die vorgehenden Ausführungen über die Herkunft der Kreuze beantwortet. Durch Jahrzahl oder durch urkundlichen Beleg lassen sich die ersten Steinkreuze etwa vom Beginn des 13. Jahrhunderts an nachweisen; sehr viele darf man aber sicher noch weiter zurückdatieren, etwa ins frühe Mittelalter, wenn man nicht gar die Behauptung vom germanischen Ursprung anerkennen will. Die jüngsten jedoch sind erst in den letzten Jahrzehnten gesetzt worden.

Da Steinkreuze in den verschiedenen Jahrhunderten erstellt wurden, zeigen sie die Formen verschiedener Kunststile, zugleich sind sie oft auch gute Zeugen für echte Volkskunst. Die ganz einfachen Steine sind in der Ueberzahl. Wie unbeholfen, klobig hocken sie meist am Weg, nur roh zubeihauen, oft nicht einmal symmetrisch. Dies sind entweder ganz alte Steinkreuze, oder sie bezeugen, daß der hiedere Dorfschmied wohl sich redlich bemüht hat, sie aber eben nicht besser zuweg gebracht hat. In der Nähe von Städten oder in ihnen selbst stehen jedoch Kreuze, die beweisen, daß man schon in der Mitte des Mittelalters recht brauchbare Arbeit geliefert hat. Selbst wenn die Kreuze in der Form einfach bleiben, sind sie doch sorgsam bearbeitet. Besonders schöne Steinkreuze brachte dann die Gotik. Ich nenne u. a. das Bischofskreuz bei Lehen (Freiburg), dann das sogenannte Kellerskreuz bei Baden-Baden oder eines der Steinkreuze an der Alexiuskapelle bei Ettlingen. Steinkreuze im Stil der Renaissance sind mir bis jetzt in Mittelbaden nicht begegnet; es hat ja diese Stilperiode auch sonst fast keine Spuren in der volksmäßigen Kunst hinterlassen. Dagegen sind aus der Barockzeit wieder schöne Stücke nachzuweisen. Ein schönes Barockkreuz steht z. B. am Weg von Dos nach Baden-Baden. Nüchtern, schmucklos sind die Steinkreuze aus dem 19. Jahrhundert. Sie entsprechen ganz dem Geist dieses Jahrhunderts, wo Realismus und Materialismus herrschten.

Wie der Kunststil des Steinkreuzes in vielen Fällen uns gewisse Anhaltspunkte für die Zeit der Erstellung geben kann, so vermag es auch die Tatsache, daß ein Zeichen auf dem Kreuz vorhanden und wie es gearbeitet ist: Kreuze ohne irgendwelche Zeichen wird man nämlich mit ziemlicher Sicherheit in der Mehrzahl der Fälle zu den ältesten rechnen dürfen. Allerdings soll nicht bestritten werden, daß auch bei jüngeren Kreuzen aus Mangel an Fähigkeit von jeder weiteren Bearbeitung des Steines abgesehen sein kann. Sind aber dann Zeichen auf dem Steinkreuz angebracht, so sind es bei älteren meist nur rohe, unbeholfene Einritzungen. Erst bei späteren Steinkreuzen werden die Zeichen gewöhnlich plastisch herausgearbeitet. Vereinzelt nur tragen mittelalterliche Kreuze neben dem Zeichen oder statt des Zeichens Jahrzahlen in Mönchsschrift oder in gotischen Zahlen. Häufiger, wenn nicht gar Regel, ist dies bei solchen aus der Neuzeit. Auf diesen stehen gewöhnlich noch die Anfangsbuchstaben von Namen, manchmal auch ganze Namen. Und einzelne Steinkreuze der letzten drei Jahrhunderte erzählen uns sogar in kürzeren oder längeren Inschriften von der Ursache ihrer Erstellung.

Ueber die Bedeutung der Zeichen herrscht noch keine Klarheit. In den letzten Jahren wurde verschiedentlich die Ansicht vertreten, es seien Sonnensymbole (z. B. Ring auf Steinkreuz bei Schwaiabach, Kinzigtal), Rechtszeichen (Rad) oder Runen aus der Germanenzeit. Das Volk hingegen (und mit ihm auch einige Forscher) will in den Einritzungen Mordwerkzeuge erkennen (Messer, Beil, Axt usw.). Viel näher liegt nach meiner Ansicht die Vermutung, daß es sich um Berufszeichen handelt. Pflugeisen und Pflugsech weisen auf einen Maurer hin, ein Rebmesser auf einen Winzer, ein Hackbeil auf einen Metzger, Schwert oder Wappen auf einen Ritter usw. Wappen auf Steinkreuzen sind übrigens selten. In Mittelbaden kenne ich nur zwei Beispiele (Steinkreuz bei Sandweiler und „Gipschierkreuz“ bei Wollach). Die Ansicht, daß die Zeichen Berufszeichen sind, stützt sich vor allem auf die Beobachtung, daß in Nebengebenden sich meist das Rebmesser findet (z. B. Kapelle Wollach bei Ringelbach, Waldulm, Fessenbach, Weingarten usw.). Wo viel Ackerbau getrieben wurde, herrschen Pflugsech und Pflugeisen vor (z. B. in der Rheinebene und in den nördlichen Ausläufern des Schwarzwaldes). In der Nähe von

Städten und größeren Siedlungen aber haben wir verschiedenelei Zeichen.

Reich rankt die Sage stets um alte Gemäuer und seltsame Gebilde in der Natur, Erklärung suchend, Formen deutend. Aus altem Gut und längst verwirrter Ueberlieferung baut das Volk seine zahlreichen, in ihrer Mannigfaltigkeit scheinbar so vielgestaltigen Erzählungen auf. Und doch sind es eigentlich nur einige wenige alte, ja uralte Motive, die immer wieder an Zeit und Vertlichkeit angepaßt werden. Der alten Melodie wird immer wieder ein neuer Text unterlegt. Bei den Steinkreuzen handelt es sich gewöhnlich um Totschlag, um Totschlag im Streit um Ackerland oder derartige Dinge, um Totschlag aus Eiferhucht, seltener um gemeinen Mord. Stehen mehrere Kreuze beisammen, wird auch die Zahl der Toten vervielfältigt. Man spricht auch von gegenseitigem Totschlag. Zur Verstärkung der Wirkung wird dann gern von Bruder- oder sonstigem Verwandtenmord erzählt. Aus diesen paar Grundfarben entstehen und entstanden aber die vielfarbigsten Bilder. Häufig wird die Formulierung der Sage von den Zeichen auf den Steinkreuzen beeinflusst. Zwei Bauern (oder Brüder) haben sich mit dem Pflugeisen, der Sichel oder dem Rebmesser gegenseitig getötet (z. B. Mörtsch, Malsch, Rimbuch, Balzhofen bei Bühl, Nollen bei Gengenbach, Sulz bei Lahr usw.). Der Eiferhucht des Täters fielen bei Greftern (drei Kreuze) drei Personen zum Opfer und bei den 11 Kreuzen bei Reicholzheim im Taubergrund ist es gar eine fortlaufende Reihe von Morden.

Manchmal hat man die Steinkreuzsagen auch mit der Ortsgeschichte in Verbindung gebracht, so daß teilweise sehr umfangreiche Erzählungen mit ganz bestimmten Namen und Daten entstehen (z. B. Knielingen und Ettlingen). Weit häufiger jedoch geschah es, daß die wohl richtige Erinnerung daran, daß Einheimische hier gestorben sind, verblasste. Das Steinkreuz ist den Dorfbewohnern fremd geworden, und so müssen es Handwerksburschen gewesen sein, (die Zeichen auf dem Kreuz sollen ihren Beruf andeuten), die hier starben. Früher erzählte man von Soldaten, die in der Schlacht gefallen waren oder für eine Untat ihren verdienten Lohn bekamen. Da und dort stehen solche Schweden-, Franzosen- und Russenkreuze. Seltener sind bei uns Festkreuze. Wo vereinzelt, vielleicht durch eine Inschrift, die Erinnerung an die tatsächlich dort Getöteten erhalten blieb, fanden sich Namen wie „Vivoriskriz“, „Kätterleskreuz“, „Hasekreuz“ (Oberweiler bei Ettlingen) usw.

Solche Steinkreuzsagen zeigen, daß die Bedeutung der Steinkreuze nicht nur in ihnen selbst beschlossen liegt, sondern daß auch andere Gebiete Nutzen aus der Erfassung der Kreuze haben. So können die Steinkreuze z. B. auch Hilfe leisten bei der Feststellung des mittelalterlichen Wegnetzes, ja sogar vielleicht beim Nachweis frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Straßen. Mag heute das Steinkreuz an einem fast nicht mehr erkennbaren Wiesenpfad, an einem ganz vergrastem Waldweg stehen, Nachforschungen werden fast immer ergeben, daß es sich um alte, richtige Verkehrswege handelt. Und selbst wenn das Steinkreuz mitten im Feld steht, so müssen wir eben dort die alte Straße suchen. Das Steinkreuz bei Sandweiler z. B. erbringt diesen Beweis, während u. a. die Steinkreuze bei Neu-Malsch, Sulzbach, Mörtsch, Busenbach (alte Reichenbacher Straße) usw. die Erinnerung an alte Wege festhalten. Ganze Straßenzüge ließen sich so an Hand der Steinkreuze festlegen. Vor allem muß man dabei auf die Pflübergänge achten. Gleichlaufend zur alten Bergstraße am Fuße des Schwarzwaldes zog eine alte Straße über die Vorberge, von Bergfattel zur Bergfattel. Steinkreuze zeigen ihren alten Zug an. Ich greife heraus: Steinkreuze bei Berghaupten, Nollen bei Gengenbach, Reichenbach, Reichenbach-Mittelbach, Hohe Moos, Ausgang von Odsbach, Wollach bei Ringelbach, Ringelbacher Kreuz am alten Weg, Waldulm, alter Weg von Waldulm nach Kappelrodeck usw.

Ein paar Streifzüge haben wir gemacht ins Gebiet der Steinkreuze, kreuz und quer es rasch durchzogen, um aufmerksam zu machen auf ein wenig begangenes Gelände. In einer späteren Skizze sollen vor allem den Bewohnern der Landeshauptstadt einige Steinkreuze in der näheren und weiteren Umgebung gezeigt werden. Vielleicht haben die Leser und Leserinnen unterdessen dann selbst schon einige dieser altchwürdigen Zeichen gefunden. Sie verdienen wirklich Beachtung. Sie sind letzte Spuren volksmäßiger Steinmetzkunst, sind Teil und Ausdruck der Landschaft. Ein Stück Heimatgeschichte steckt in ihnen. Und dann sind sie Zeugen alten, ja uralten Väterglaubens.

Karl Friedrich Leucht / Der Kausch des Komponisten Vogler

In den letzten Dezennien des ausgehenden 18. Jahrhunderts war die Residenz des Markgrafen Karl Friedrich von Baden ein beliebter Treffpunkt für Wissenschaftler, Dichter und Musiker. Die letzteren vor allem überfluteten geradezu die aufstrebende Residenz und die fürstliche Schatzkammer. Die weitstehende Gastfreundschaft und das hohe kulturelle Niveau lockten sie heran — es waren bedeutende Künstler darunter, wie

Klopstock, die Musiker Reichardt und Willibald Ritter von Gluck. Neben einer ganzen Reihe von hervorragenden Köpfen war es vor allem die interessante Erscheinung des Georg Joseph Vogler, dessen 185. Geburtstag in diesem Jahre zu verzeichnen ist, des kurfürstlich geistlichen Rats und königl. schwedischen Kapellmeisters, kurz Abt Vogler genannt, den es stets wieder an den badischen Hof zog.

Vogler war zu seiner Zeit einer der bekanntesten und berühmtesten Orgelvirtuosen, Orgelbautheoretiker und Programmistiker und einer der geistigen Führer der Mannheimer Tonschule. Seine weiten Reisen führten ihn in fast alle Ländereuropas; in zahlreichen Städten errichtete er Musikschulen, in denen er selbst nach eigener Methode unterrichtete, und aus denen eine ganze Reihe namhafter Musiker hervorging. So waren es zwei Künstler, denen Vogler in Darmstadt Entwicklung und Reifung förderte, Meyerbeer und C. M. v. Weber. Selbst auf die Wiener Klassik wirkte sich sein Geist aus.

Abt Vogler weist also des öfteren am badischen Hofe. Einerseits ist es die Freigebigkeit des Fürsten, die ihn bewegt, seine Schritte nach Karlsruhe zu lenken, andererseits aber findet er hier in Professor Böckmann, dem Verleger und Buchdrucker Maklot und dem Hofkapellmeister Schmittbaur Freunde und Verehrer, deren Gesellschaft er gern aufsucht und mit denen er manches Zechgelage besteht.

So treffen wir ihn auch am 17. September 1790 in Karlsruhe, wo er sich in zwei Konzerten mit eigenen Werken zu produzieren gedenkt.

Das erste findet in Gegenwart des gesamten Hofes und unter großem Zulauf der Bevölkerung in der Schloßkirche statt, wo „der große Zauberer“ oder, wie King, der Erzieher der Prinzen ihn nennt, „der berühmte Haisfuß, Prahler und Tonkünstler, der königlich schwedische Capellmeister Abbe Vogler“ zum Entzücken der Zuhörer „wirklich herrliche Szenen aus der Orgel herausgelockt und dargestellt“, seine Zuhörer mitreißt. Neben den üblichen Orgelstücken spielt er ein Flötenkonzert und ein „Donnerwetter mit Sturm und Hagel“. Der Erfolg ist ein gewaltiger und gibt zu einem Gelage auf Kosten des Landesherrn Anlaß, daß seine Fortsetzung bis in den anderen Tag hinein findet.

An diesem Tage aber strömen die biederen Karlsruher nichtszählend nach Durlach, wo das zweite Konzert des berühmten Gastes stattfinden soll. Auf dem Programm stehen zwei Meisterwerke des Programmistikers Vogler, die „Schlacht der Schweden und Russen vor diesem Jahr 1790“ und das

„Jüngste Gericht“. Die erwartungsvolle Zuhörerschaft harret geduldig, in Anbetracht des Erfolges vom letzten Konzert her in größter Spannung. Abt Vogler aber hat die ganze Nacht und den ganzen Tag über mit seinen Gefellen gezechet und ist fast außerstande, sich zu bewegen. Man hat Mühe, ihn und seine anhänglichen Freunde nach Durlach zu bringen; man will die wackere Schar nicht in die Kirche eintreten lassen. Ein Kopfschütteln ob der Störung, denn man ahnt nicht, daß es der Maestro selbst ist, der nur unter größter Mühe das Orgelpodium erklimmt. Man wartet geduldig. Und das Spiel beginnt. Aber, ist das der leibhaftige Satan, der gestern alles bezaubert und mitgerissen hat! Mit äußerster Anstrengung hält sich dieser auf dem Orgelstuhl aufrecht. Sein Spiel ist ein harter Kampf mit dem drohenden Schlaf. Aus der „Ruffenschlacht“ wird eine Elegie; aus dem „Jüngsten Gericht“ aber ein Schlafesang. Die fürstlichen Zuhörer ahnen einen Zusammenhang; es überkommt sie eine Langeweile. „Man fängt an zu gähnen, und jeder wäre gern davongelaufen“. Und während Vogler mit dem Ruffenkampf kämpft, der Zuhörer mit der Langeweile, überläßt ein gesundes Schnarchen die dichtbesetzte Kirche. Ein Nichern will aufkommen. Und doch hält alles tapfer aus, Vogler an der Orgel und die Zuhörer in der Kirche. Man lauscht bis zum Ende, obgleich der Virtuose „so berauscht war, daß er nichts geistreiches hervorbringen konnte“. Nach dem Ende aber muß man ihn sowie seine Freunde, „den Capellmeister Schmittbaur, den Professor Böckmann, den Schreyer Maklot und 7 bis 8 andere, die jedem Saufgelage, wo es auf öffentliche Kosten geht, wie jeder Hoflakai nachzulaufen gewohnt sind, und ebenso besoffen gewesen seyen“, auf Umwegen in die Residenz zurückschaffen, einerseits um der Volkmeinung nicht tatwollen Ausdrück verleihen zu lassen, andererseits aber, um, Ruhestörungen vorbeugend, ihnen die Möglichkeit zu bieten, an sicherem Orte einem neuen Tag entgegenzuschlafen.

Am markgräflich badischen Hof aber läßt sich der kurfürstlich geistliche Rat und königlich schwedische Kapellmeister Abbe Vogler sobald nicht wieder blicken.

Schrifttum und Heimatkunde

Die 9. Mitgliedergabe des Deutschen Scheffelbundes

Der Deutsche Scheffelbund hat den Wahlspruch „Hilfe den Lebenden“ zu einem seiner führenden Leitsätze erhoben. Ähnlich wie im Jahre 1931, wo er mit der „Mär von Lengaries“ dem jungen deutschen Dichter Max Rohrer den Weg in die Öffentlichkeit bahnte, schlägt er auch mit der Jahreshgabe von 1933 für ein junges, an noch so gut wie unbekanntes Talent die Breishe. Der Erwählte heißt Wilhelm Bramann, seine Erzählung betitelt sich „Namenlos“. Von lebensgeschichtlichen Daten verrät das Nachwort nur, daß der Verfasser derzeit in Hamburg wohne.

Die Stoffwahl deutet allerdings auf einen Autor süddeutscher Abkunft. Die Erzählung führt uns durch die Tore der freien Reichsstadt Ulm und läßt uns dort in einem tragischen Geschehen das Schicksal des um die Richtung seiner dunklen Herkunft leidenschaftlich bemühten Gelehrten Johann Thomassius miterleben.

Daß die Bundesleitung nicht etwa einen bestimmten Sprach- und Darstellungsstil bevorzugt, lehrt der Vergleich zwischen den beiden Werken Rohrers und Bramanns. Die leidenschaftliche innere Erregung, von der die sprachliche Ausdruckskraft der unmittelbar aus der Mundart schöpfenden „Mär von Lengaries“ durchblutet war, weicht bei Bramann dem beruhigteren Ströme einer am Chronikstile gebildeten, weitsäblich geschwungenen, aber durchaus eigenpersönlichen Darstellung. Es zählt nun zu den stilistischen Feinheiten dieser sorgsam durchziselierten Erzählung, daß die Darstellung, je mehr sie sich dem erregenden Ende nähert, sich zunehmend mit dramatischen Elementen durchsättigt und in dem Teile, da Thielebach vor versammeltem Rate des Rätsels Aufklärung gibt, geradezu zur szenischen Vision wird. Dies Zulaufen auf einen Höhe- und Gipfelpunkt läßt auch von dem Dramatiker Bramann für die Zukunft manche bedeutende Gabe erhoffen.

Der junge Dichter ist ein tiefgründiger Seelenschilderer, ohne dabei seine Gestalten dem Verfaßerungsprozess überänder Analyse zu unterziehen. Er trägt nicht Charaktere ab, um in ihrem Schutt nach „Komplexen“ oder „Verdrängungen“ zu wühlen, im Gegenteil, er baut sie auf zu stolzer Geschlossenheit und Einheitslichkeit. Der Zug zur Größe, zu einer heroischen Lebensgestaltung wird überall fühlbar. Um diesen Herzpunkt des Seelischen lagert sich die Umwelt in kulturgeschichtlich sprechender und plastischer Schilderung: Alt-Ulm erhebt in lebensvoll farbiger Pracht.

Die Novelle, nicht eben groß an Umfang, aber für einen Erstling bedeutend an dichterischem Gehalte und seelischem Gewicht, hat durch den Herausgeber, den Deutschen Scheffelbund, die bekannt gediegene, durch drei vorzügliche Bildgaben bereicherte Ausstattung erfahren. Man kann nur wünschen, sie möge nicht allein den Bundesmitgliedern vorbehalten bleiben, sondern über letztere auch den Weg in eine weitere Öffentlichkeit nehmen.

Dr. Wilhelm Zentner.

*

Tönerne Füße. Roman von Rudolf Schlichter. (Rowohlt, Berlin 1933).

In diesem Buch des bekannten Malers Rudolf Schlichter haben wir den zweiten Band der auf deren drei angekündigten Eigenbeschreibung des Lebens- und Künstlerganges des Verfassers. Was in der Literaturbeilage des Karlsruher Tagblatts f. Bt. über jenen ersten Band „Das widerpenstige Fleisch“ darzulegen versucht worden ist, gilt auch für die „Tönerne Füße“. Die ungeheuerlich schamlose Selbstäußerung, wie sie nur einem großen Genie ansteht, zerfällt abermals in einen für jedermann wertvollen Teil, in welchem das geistige Ringen des Künstlers um seine Persönlichkeit und sein Schaffen als Studierender der Großakademie der bildenden Künste in Karlsruhe entwickelt wird, und in einen sexualpsychopathologischen Gleichgang, der in der schönen Literatur nichts zu suchen hat und der psychiatrischen Wissenschaft zugewiesen werden muß. In Preußen sind vor kurzem die Schlichterschen Biographieromane beschlagnahmt worden. Es erübrigt sich daher aus den selbstverständlichen Gründen eine weitere Erörterung. Wenn das zwiespältige, doch beileibe nicht wertlose Werk gleichwohl hier angezeigt wird, so geschieht es deshalb, um jetzige und künftige badische Kulturschilderer auf die Darstellung hinzuweisen. Denn in ihr erwächst aus der guten Stadt Karlsruhe ein zigeunerhaftes Sodom und Gomorra, wie es selbst Kenner der Stadt und Miterleber der Künstlerschaft des ersten Jahrzehnts unseres Säkulums nicht mal geahnt haben. Da überdies Schlichter seine Gestalten schonungslos nach dem Leben ohne weiteres erkenntlich zeichnet und zuweilen bezeichnet, ist das Verbot auch in der Stadt und in dem Land, in denen die Tönerne Füße einhertrampeln und glücklicherweise mit dem Ausbruch des Weltkrieges zusammenfrachten, schon in personenhafter Beziehung nur zu begreiflich.

—o.